

Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexø.

Er verschwiege stets, was in ihm vorging. Er lebte in dumpfer Empörung, wußte aber nicht, wohin er sie richten sollte. „Da sitzt der alte Vater und frißt bloß immer und hat keine Sorgen . . . Das beste wäre, daß die Gemeinde sich seiner annähme,“ sagte er oft vor sich hin, und doch dachte er sich nichts dabei. Das einzige, was seinem Grimm die rechte Nahrung bot, war der Fels — der von Gott verfluchte Stein. Und in diesem Punkt widersprach ihm die Frau, obwohl sie in ihrem Innern seine Ansicht teilte. Sie hatte nur Angst, daß ihm die Arbeit berekelt werden würde.

Weiter kam er nicht, es gab keinen Weg für ihn, der ihn vorwärts führte, und er sehnte sich zurück nach seinem früheren Zustand der Schlassheit.

„Was nützt das Nachdenken und Grübeln?“ sagte er zu sich selbst, während er unter den Lannen dahinwanderte. „Es bleibt doch so, wie es ist! Für den armen Mann ist alles schon vorher geordnet und festgesetzt. Die Gedanken machen die Bürde bloß schwerer und den Sinn unglücklich.“

Wie er da so ging und nachsann, im Takt mit seinen schwerfälligen Schritten, begegnete ihm der graue Mann. Er sah ihn nicht gerade mit seinen Augen, merkte aber an sich selbst, daß er da war. Hier in den Felsen hatten alle seine Nähe mehr als einmal zu fühlen bekommen und sich an ihn gewöhnt; man ließ ihn kommen und gehen als den, der er war; man durfte sich nur nicht nach ihm umdrehen.

„Was gehst Du und sprichst mit Dir selbst?“ fragte der Graue und hielt sich neben dem Steinhauer.

„Ach, ich bin bloß so für mich hingegangen und hab gewillt,“ erwiderte Hans Kämppe, ohne den Kopf nach ihm umzudrehen.

„Und was wünschtest Du Dir denn?“

„Es kann nichts nützen . . . Leute wie ich haben keine Wünsche.“

„Es wäre doch möglich, daß Du's bereuen wirst, wenn Du es mir nicht erzählst. Ich bin das Glück, will ich Dir sagen.“

Der Steinhauer lachte bitter: „Ja, ich will's glauben! Das Glück, wie's zum Armen kommt!“

„Warum lachst Du so höhnisch? Bin ich es nicht, der Euch auf eine Stufe selbst mit den Bornehmsten stellt? Und wer anders als ich sorgt wohl dafür, daß Ihr ordentlich ausruhen könnt? Alle anderen schinden Euch nur und sehen auf Euch herab.“

„O ja, daran mag wohl was Wahres sein. Du bist wenigstens der einzige, dem wir einigen Dank schuldig sind. — Ich wünschte mir vorhin, ich will's Dir sagen, aufs Ackerland hinunterzukommen und ein Stück Land zu besitzen. Hier wächst nichts aus unserer Arbeit.“

„Ein vernünftiger Wunsch! Ich will ihn Dir erfüllen. Ich habe da ein gutes kleines Stück, das für Dich paßt, — das Gras ist dort so hoch, daß es meinem Pferd bis an die Knie geht. Man reißt sich um das Land, aber ich habe diesen Anteil für Dich zurückbehalten.“

„Ich danke Dir,“ erwiderte Hans Kämppe. „Nun hab ich gesucht und gesucht und hab keinen Ausweg finden können. Wer hätte das wohl gedacht, daß Du mir helfen würdest.“

„Von Dank will ich nichts wissen,“ entgegnete der Fremde mit einem Lachen, das den Steinhauer schauernd aufwachen ließ. Er tat den Mund auf, um seinen Wunsch zurückzurufen, aber der graue Mann war verschwunden.

„Nun ja,“ dachte er müde, „hinunter komme ich doch auf eine Art! Dann muß die Gemeinde sich derer zu Hause annehmen.“

Um ihn her hatte es schwach zu tagen begonnen, dort unten lag das Meer in schwerem Stampf mit der dicken Schneelust. Mit ruhigen, derben Schritten ging er zum Steinbruch hin; er hegte keinen Zweifel daran, daß es mit dem Traume seine Wichtigkeit hätte.

III.

„D — ho ho! D — ho ho!“ tönt es herüber von dem bleiernem Meer, das dumpf in seinem Schneeschaum rollt. Und fern im Gestöber, wo der Horizont liegen müßte, wandern die Eiszshollen nach Süden, immer nach Süden. Vom Finniichen und Bockniichen Meerbüsen kommen sie daher wie eine blendende Seglerchar und entbieten dem Frühling das erste Opfer.

„D — ho ho! D — ho ho!“ Es ist der Chorgesang der Wildenten. Wie ein Atemzug verstummt und erkönt der Laut. Und die Klippen des Nordlands liegen wie allzu schwere Lasten auf der Erde. Kein Reisender bricht zur Winterzeit in ihre Einsamkeit ein, und für den Armen ist es hoffnungsloses Gebiet. Es ist, als schlösse die Schwere selbst die Rundung der Felsen; keine Rize findet er, in die er eine Handvoll Getreidesamen hineinlegen könnte. Da ist nichts Kleines, womit ein winziges Menschenhirn sich abgeben kann, — nur das Große, das sich Übergewaltig und einfach schließt, in einem unbeugbaren Schicksal. Unerbittlich wie Gottes versteinertes Angesicht liegt das Klippenland schweigend unter dem Himmel da, und das Meer stürmt in ohnmächtigen Stößen dagegen an. Wer hier lebt, um sein Brot zu finden, der ist ewig von dem Unbekannten verfolgt, das unsichtbar über ihn herabhängt. Er verschweigt es lieber und macht sich klein, gibt alles Nachdenken auf und sucht Zuflucht in der Ergebung in das Schicksal.

Draußen vom Meere her singt der unsichtbare Chor. Und die Lautwellen ziehen landeinwärts, Reihe auf Reihe, erfüllt von lebendiger Ungreifbarkeit. Der Raum selbst verdichtet und verdünnt sich, so daß die Luft vor dem Auge sich hin und her wiegt und das versteinerte Antlitz die unerbittlichen Züge verändert. . . Es ist die Stille, die sich selber Vernunft predigt. Hört, das Dasein murmelt Weisheit, das Allwachtende öffnet seinen Steimmund und singt dumpfen Trost — in unsatzbarer Schlichtheit.

„D — ho ho! D — ho ho!“ Und die See wandert schwer einwärts mit Bleiglanz über den vagen Dümmungen. Erst unter der Klippe erhebt sie sich und stemmt verzweifelt ihre Schulter gegen den Fels.

Keine andere Rede ergreift den Sinn so wie der alles erfüllende Wintergesang der Wildenten; er macht die Kälte weicher, und das allzu Gewaltige ist leichter zu ertragen; in ihm erklingt die liebliche Klage des Volksliedes.

Am Morgen, noch bevor das Licht die Oberhand errungen hat, täuchen auf allen diesen öden Pfaden, die sich hier draußen wie in einem Brennpunkt sammeln und nach dem leeren Himmelsraum hin jäh abbrechen, fünfzig schweigende Gestalten auf. Unförmlich sehen sie in ihren dicken Wärmern im Winterdunkel aus, das Erdreich klingt hohl unter ihren schweren, eisenbeschlagenen Holzschuhen. Geduckt, steif und unbeholfen im Gange gleichen sie Wesen, die es nicht gewohnt sind, sich auf der Oberfläche zu bewegen. Vornüber gebeugt wanken sie dahin, als hätte das Licht sie überrast, und sie verschwinden drüber über die scharfe Schneide, wo der Felsen schroff ins Meer abfällt. Es sind wohl Wesen der Tiefe, die ungeschickte Menschengestalt angenommen und die Erde besucht haben. Nun ist der letzte von ihnen verschwunden, und die Einsamkeit breitet sich über dem Klippenlande aus, bis heute abend derselbe Zug über dem Küstensaum aufsteht und sich landeinwärts bewegt, wobei jedes Wesen sich seinen eigenen Weg durchs Heidekraut sucht. —

Witten auf der steilen Klippe hängt der Steinbruch. Ein beschwerlicher Pfad führt von oben herab, und von dem Bruch aus ist ein Schienenweg nach Norden zu einem kleinen Vorstrand ausgehauen, wo die Hansteller liegen. Der Bruch leuchtet auf wie ein frischer Sied in der ewigen Verwitterung der Klippe; die Luft darüber ist weiß vom Steinstaub und mit Lauten übersättigt: der Wide unaufhörlichem Regnen klingender Atome, dem singenden Bohrer und Hammer und den dumpfen Einzelschlägen des großen Steinhammers. Das Spill führt seine eigene widerstrebende Rede, als hielte es sich auf über seine Last; aber der Blockwagen donnert mit Höllenlärm, mit einem Felsstück auf dem Rücken, den Schienenweg entlang.

broch ihm den Mund auf, entfernte den Schleim und band ihm die Zunge heraus, damit er besser atmen konnte. Aber es nützte nichts mehr. Die Atemstöße kamen kürzer und krampfhafter. Der Arzt sagte: „Das Herz setzt aus“ und machte Aetherinspritzungen. Vergeblich. Noch ein letztes ächzendes Aufschreien, noch ein letzter Aufschrei.

Der Tote wurde mit einem Leintuch zugedeckt und ins Lazarett hinüber geschafft, von dort aus an den Bahnhof geführt und in sein Heimat gebracht. Ein Unteroffizier und zwei Soldaten begleiteten den Sarg.

Nach einer Woche konnte ich aufstehen. Freilich war ich noch recht schwach und mußte bald wieder abliegen, weil es mir schwindlig wurde. Meine frühere Kraft kam nicht wieder. Der Stabsarzt, der ein vernünftiger Mensch war, Mitgefühl mit den Kranken hatte und für sie tat, was er nur konnte, gab mich als dienstunbrauchbar ein. Als es mir besser ging, sah ich oft stundenlang im Waldchen neben der Parade und dachte an die Zukunft.

Kurz bevor wir den Schießplatz verließen, erbängte sich ein Obergefreiter des Regiments 10 in der Arrestzelle. Ich sah zu, wie er begraben wurde. Die Musik ging vor dem Sarge her, der auf einer Proke aufgebahrt war, und ich mußte denken: Nur wenig fehlte und sie hätten dich auch so da hinauf getragen.

„Soldaten seints schön, ja das muß man gestehn.“ Das Lied langen die Kameraden, als sie den Schießplatz verließen und dem Bahnhof zumarschierten. Aus allen Gesichtern lachte eitel Lust und Fröhlichkeit. Die überhandenem mäheligen Wochen waren vergessen und ausgewischt, an die kommenden dachte keiner. Ich aber war in trüber Stimmung. Erst als der Zug das schöne Rheintal hinauffuhr, wurde es in mir heller. Auf dem grünen Wasser zogen breitbäugige Dampfer dahin, aufgefüllt mit fröhlichen Menschen, die ihre Tage genossen. Und als unser Zug an ihnen vorbeischnauhte und die da drunten uns Soldaten sahen, winkten sie hinauf. Wir beugten uns zu den Fenstern hinaus so weit wir konnten und winkten wieder. Ja, ja, das Lied hatte doch recht:

Soldaten seints schön,
Ja das muß man gestehn.
Sie leuchten von ferne
Wie blihende Sterne,
Soldaten seints schön,
Ja das muß man gestehn!

Es war zwei Uhr morgens, als wir in der Garnison anlangten. Ich marschierte nicht mit meiner Batterie in die Kaserne zurück, sondern begab mich gleich aufs Revier.

Hier hatte ich drei Wochen lang ein schönes Leben. Dem Sergeanten half ich Vogellästige bauen oder erledigte für ihn kleinere Schreibarbeiten. Wenn nichts zu tun war, ging ich auf den Hof hinaus und legte mich in die Sonne. Endlich stand im Regimentsbefehl, ich sei am 24. September als zurzeit dienstunbrauchbar zu entlassen. Gleichzeitig bekam ich ein vom Regimentskommandeur unterzeichnetes Schriftstück des Inhalts, daß bei mir zwar eine Dienstbeschädigung vorliege, doch kein Anspruch auf Versorgungsberichtigung, da mein Gesundheitszustand wieder der gleiche sei, wie zur Zeit der Einstellung. Als ich mich beim Stabsarzt abmeldete, wünschte er mir alles Gute und sagte, ich möchte recht Obacht zu mir geben, damit keine Rückfälle eintreten.

Ich kehrte in die Kaserne zurück. Der Feldwebel gab mir Befehl, sämtliche Sachen beim Kammerunteroffizier abzugeben, was ich mit Bonne tat. Als der Spind geleert war, holte ich auf der Schreibstube meinen Paß. Dann sagte ich den besten Kameraden Adieu, sah mir die Wände noch einmal an und ging, nachdem ich meiner Korporalschaft noch einige Liter Bier gezahlt hatte. Unten im Gang lärmten die Alten und sangen Rezerbelieder. Manche liefen schon in Zivilanzügen herum, morgen war ja ihr Entlassungstag. Als ich durchging, hörten sie zu singen auf und machten schweigend Platz. Nur der Batterieschuster kam mir nachgeschauft, stellte sich ins Tor und rief mir über die Gasse nach: „Hol Dich der Teufel!“

Ostern in der Natur.

Von G. Falkenfels.

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, durch des Frühlings holden, belebenden Blick“, sagt Faust auf dem Osterpaziergang — aber er gehört einer alten Zeit an, in der die Jahreszeiten noch ihren alten Gang einhielten und programmgemäß die Stürme um das Frühjahrsäquinoktium, das heißt um den 20. März, das letzte Eis brachen und den Rest des Schnees aufsedten — als noch im Februar die Schneeglöckchen den Lenz einläuteten, die Märzblumen und Märzveilchen wirklich im März blühen konnten, im April die Obstbäume und da im Mai die echte Maienpracht und Wärme herrschte.

Als die wenigen Menschen, die sich noch an solches erinnern können, sterben schon langsam aus, und der neumodische Lenz besteht nunmehr aus einer Kette von Rückfällen und Extremen, die im Januar vorzeitige Wärme, im März große Schneefälle, zu Ostern Frost und im April lustiges Schneegestöber zur Regel machen.

Wer sich aber trotzdem von seinem Osterpaziergang nicht abhalten läßt und mit hellem Blick in die Natur sieht, wird be-

merken, daß die Bitterungsextreme im ganzen das Erwachen der Naturen doch nur wenig beeinflussen. Mögen auch die Berichte der Landwirte jedes Jahr von den Kälten widerhallen, daß die „gesamte“ Pfirsichblüte am Rhein erlagen, der Wein in der Rheingegend durch Aprilfröste schwer geschädigt, daß Schneefälle im Mai die Obstblüte in Sachsen „fast völlig“ vernichtet oder ein langwieriger Nachwinter in Westpreußen die Bestellung der Acker so verzögert habe, daß die „Hoffnungen auf eine befriedigende Ernte auf den Nullpunkt sanken“, und wie die agrarischen Notschreie sonst noch lauten mögen — aus den Erntestatistiken vieler Jahre läßt sich dennoch der Witterungsgang des Frühlings kaum erkennen. Zumindestens weichen die Ertragnisse an Getreide und Obst in den einzelnen Jahren viel weniger voneinander ab, als deren Witterungsverlauf und namentlich die Witterung in den Frühlingsmonaten März bis Mai. Die Menge der Sommerregen ist für die Bilanz der deutschen Landwirtschaft jedenfalls wichtiger.

Das gleiche Ergebnis bringt der nachdenkliche Naturfreund auch von seinem Osterpaziergang heim. Mag echte Lenzwärme und strahlender Sonnenschein ihn dabei erfreuen oder mag er die Lenzesboten erst unter dem Schnee hervorscharren, stets findet er sie Ende März bereits zum Blüten fertig, vollkommen ausgebildet und bereit, den ersten lockenden Sonnenblick zu begrüßen.

Das kommt daher, daß die ganze Blumenchar, die dem östlichen Wald seinen eigentlichen Zauber verleiht, daß alle die um diese Zeit schon dem Verblühen oder erst der Entfaltung nahen Schneeglöckchen, Anemonschellen, Primeln, Enzian, Märzblumen, Feigwurzeln, Lungenkräuter und Seiden bereits im Jahre zuvor an dem Frühlingswerden gearbeitet und so wie die Knospen der Obstbäume und blühenden Sträucher die wesentliche „Lenzesarbeit“ schon im September und Oktober, also jnst um die Zeit geleistet haben, in der die Dichter und andere stundenhokende Naturkennner vom Zur-Ruhe-Gehen und „großen Sterben“ der Natur fabelten.

Den ganzen Winter über, an jedem frostfreien Tage, haben sie diese Arbeit unter der Schneedecke fortgesetzt, und mit rührendem Eifer benützt die kleine Blumenchar den ersten warmen und sonnigen Tag, um „programmgemäß“ die „Frühlingsfaison“ zu eröffnen.

Sie hat nämlich Eile und — wenigstens im Walde — keinen Tag zu verlieren.

Die Frühlingsblumen sind Proletarier des Pflanzenlebens; sie sind so das wahre „Volk“ gegenüber der Gewalttätigkeit der „großen Geschlechter“, die sich im Walde breit machen und den Platz an der Sonne an sich reißen. Wenn einmal im Mai die allgemeine Belaubung der Bäume und Sträucher einsetzt, sind die kleinen Kräuter am Waldboden dem Verhungern preisgegeben, da ja die Pflanze nur im Licht leben und sich ihre Nahrung bereiten kann. Schon die Sträucher sind hierbei im Nachteil, und so findet man sie in dichten Nadel- und Buchenwäldern nur am Waldestrand und in Lichtungen. Nur die locker stehende Kiefer, auch die ebenso freundliche und auch gegen andere lichtduldsame Eiche erlaubt auch Sträuchern die Ansiedlung. Immerhin müssen sich diese beeilen, ihr Laub vollkommen auszubilden, bevor die Belaubung der Bäume beginnt, und so sieht man denn schon oft zu Ostern, jedes Jahr aber im April, daß im Kuwald und Park (wo die meisten Sträucher zu finden sind) ein zartgrünes Gitter sich entfaltender Blättlein das ganze Niederholz schmückt, während die Kronen der Bäume noch wintertot und kahl darüber starren.

In noch mißlicherer Lage befindet sich die kleine Pflanzenwelt am Waldboden. Sommers über dringt zu ihr kaum ein Sonnenstrahl herab. Namentlich im geschlossenen Buchen- und Tannenhochwald wird fast alles Licht von den schirmenden Kronen abgefangen — dunkel, lebensleer und öde, kaum wenigen Moosen und da und dort, wo ein Sonnenringel auf dem Boden spielt, einigen Grashalmen das Leben gönnend, liegt der Waldboden da. Dadurch wird, namentlich in der Ebene, die Wanderung durch einen solchen Forst mit seinem ewig gleichbleibenden Bilde eintönig.

Anders im lenzlichen Buchenwald. Die Lärche und Fichte duldet da zwar auch keine Auserstehung, weshalb ihre Dickdichte, so seltsam das klingt, zu den pflanzenärmsten Bezirken des deutschen Bodens gehören. Dagegen spricht im März unter Buchen und Eichen oder unter dem gemischten Gehölz der Kuwälder reiches Grün. Schon im Februar, wenn sich in einem normal ablaufenden Jahr der Frost brach, bilden die ersten grünen Spitzen aus dem Boden, bald auch aus dem Schnee, der das deshalb so benannte Schneeglöckchen in keiner Weise an seinem Wachstum und seiner Blüte behindert. Und haben erst einmal die linden Lüfte den Waldboden von der weißen Decke befreit, ist mit einem Zauber Schlag eine andere Decke über ihn geworfen, gewoben aus tausend frischgrün gleichenden Blättchen der aus der alten „Medizinalbotanikzeit“ häßlich benannten und doch so lieblichen Feigwurz, aus dem dunkelgrünen Blatt der Haselwurz, die den Kuhn hat, das dunkelste Blatt der europäischen Pflanzenwelt zu sein und aus dem reizenden dreilappigen Gewirz der Märzblumen, zu denen man auch einst, als man die Pflanzen nur mit Apotheker- augen ansah, Leberblümchen sagte. Und nach wenigen Tagen schon öffnen sich dann am Waldboden tausend und abertausend Blütensterne. Mit kühnster Farbenfreudigkeit sind sie nebeneinander gestellt und doch wieder im braunen Untergrund harmonisch verschmolzen: das durchdringende Violett der Märzblumen, neben dem die Veilchen bescheiden anmuten; im lichten Gebüsch das

Auf dem Grunde des Steinbruchs und oben auf Felsengespinnern kletterten die gekrümmten Gestalten umher und sahen auf den ersten Blick so ohnmächtig aus gegen den Felsen. Sie nagen und bohren und kratzen beiseite, als wollten sie die Unvergänglichkeit selber untergraben.

Drei bis vier Arbeiter mühen sich wie Ameisen mit einem losgesprengten Klippenstück ab, das unter den großen Kran gewälzt werden soll. Ihre Beine sind krumm, und die Knie sind gebeugt; die Hände sind groß und unförmig; hier und da fehlen die Glieder der Finger; grau und hart sind diese Hände wie der Stoff, den sie bearbeiten. Der eine Mann hat nur ein Auge — der Steinbruch hat ihm das andere genommen; einem anderen hat das Pulver das Gesicht blau tätowiert. Die schweren Holzschuhe sind unter herabstürzenden Felsstücken mehr als einmal verschmettert worden, sie sehen aus wie Zahndauben und werden durch eiserne Reifen zusammengehalten; es singt geborsten in ihnen, wenn die Leute sich zum Heben anspannen. Die hängen dann am äußersten Ende der Hebestange und lüften den Felsblock an der einen Seite um ein paar Zoll, einer kriecht hinein und schlägt ihn los, und dann heben sie wieder. So geht es weiter, bis das Felsstück Uebergewicht bekommt und seine eigene Breite vorwärts wälzt.

(Fortsetzung folgt.)

8) Baldamus beim Kommiß.

Von Oskar Böhrlé.

(Schluß.)

Die Bahner Heide ist durchweg ein Dedland. Sand, nichts als Sand, stellenweise bloßliegend, streckenweise wieder überwuchert mit Garen, Gestrüpp, Ginster und Heidekraut. Hier vier Wochen herumzuliegen, ist kein Vergnügen. Wir mußten es bald erfahren. Beim Wasser fing es an. Da es gesundheitsschädlich war, durften wirs nur gelockt genießen. Darum mußten wir ausschließlich Johorienbrühe trinken; denn zum Bier langte es bei den Wenigsten. Ebenso rar wie gutes Wasser war ausgiebiger Schlaf. Trotz der oft übermäßigen Strapazen, die wir hier extragen mußten, hatten wir nur ungenügend ausreichende Schlafzeit. Dienst, Arbeit, Dienst löste einander ab, dazwischen hinein fiel wieder irgend ein Appell mit Waffen oder Kleidungsstücken.

Am zweiten Sonntag teilte mich der Feldwebel der Nachtwache zu. Um fünf Uhr abends mußten wir aufziehen. Ich bekam die Feuerwache, d. h. ich mußte auf den Ausrichtsturm und den Schießplatz auf etwaige Wald- oder Heidebrände beobachten. Die Ablösung geschah zweistündig. Aber es ereignete sich nichts. Die Heide lag dunkel und schwarz vor mir, nur selten zeigte sich ein Licht der umliegenden Dörfer. In der Ferne stand ein roter Schein am Himmel. Das war die Nachtglut Kölns. Hinter mir breitete sich das Lager; die vielen Baracken, Unterkunftsräume, Munitionshäuser waren deutlich zu erkennen. Im Geschützpark standen in Reih und Glied wie schwarze Drachengeheuer die großen Mörser und schweren Feldhaubitzen. Der regelmäßige Schritt des unteren Postens machte die Verlassenheit und Stille noch merkbare. Um fünf Uhr morgens konnten wir ins Quartier zurück. Ich legte mich nieder, denn ich war sehr müde. Um sieben Uhr, als die anderen schon in der Heide draußen waren beim Scharfschießen, holte mich der Kammerunteroffizier aus der Klappe. Ich mußte ihm helfen, die schmutzige Wäsche in Säcke zu packen und auf ein Fuhrwerk zu laden. Diese schöne Beschäftigung dauerte bis zwölf Uhr.

Nach dem Essen war Appell und Arbeitseinteilung. Ich wurde zum Zielbauen kommandiert. Zwanzig Mann stark marschierten wir mit Pikel und Schaufel drei Stunden weit in die Heide hinaus. Ein Feuerwerker hatte die Führung. Wir kratzen hier schon andere Batterien, die bereits daran waren, die Holzstiele auszugraben und weiter hinten wieder einzusetzen. Die Arbeit war mühsam, nicht weil sie viel Kräfte erfordert hätte, sondern weil die Sonne so heiß brannte. Zudem drückten sich Viele, besonders die Alten, von der Arbeit. Sie fragten beim Feuerwerker ums Austrreten, verschwand und erst am Abend ließen sie sich wieder bliden. Dafür mußten wir Zurückbleibenden doppelte und dreifache Arbeit tun. Erst um acht Uhr abends waren wir fertig und machten uns auf den Heimweg. Trotz der späten Zeit sahen wir noch viele Bauernweiber, Mädchen und Kinder, die Schritt für Schritt den Boden absuchten nach Bleikugeln, Hündern und Sprengstücken. Uns selber war es verboten, dazwischen zu sammeln und zum Andenken mitzunehmen; fast jede Woche war Revision. Wurde bei einem etwas gefunden, hatte er seine drei Tage weg.

Bis wir ins Quartier kamen, wurde es halb zwölf Uhr nachts. Schon alle schliefen, von Nachtesten keine Rede. Als ich unter die Decke kroch, kam mein Unteroffizier und sagte, ich müßte um halb vier wieder heraus, ich wäre den Munitionsempfänger zugeteilt. Ich hörte das erste Signal in der Frühe nicht, sondern erweckte erst, als ich mit meinem Strohsack auf dem Zimmerboden lag. Der Obergefreite hatte sich wieder einmal einen „Scherz“ gemacht und die „saule Sau“ hinausgeworfen. Die anderen standen schon fig-

und fertig da, ich mußte mich eiligst ankleiden und hatte nicht einmal mehr Zeit, in der Küche Kaffee zu holen. Mit leerer Feldflasche ging's los. In der Munitionsanstalt empfingen wir von einem Oberfeuerwerker die für uns bestimmte Munition, die wir in die Munitionswagen verladen. Das presste trotz der Morgenkühle manchen Schweißtropfen heraus. Zentnerschwere Granaten in Körbe zu stecken und fünfzig Meter weit bis zum Standort der Wagen zu tragen, ist kein Vergnügen. Um sechs Uhr schlossen wir uns unserer Batterie an, die bereits angespannt hatte und marschfertig im Geschützpark stand. Um sieben Uhr kam der Regimentskommandeur, die Übung begann. Wir marschierten in Bedienungsmannschaften eingeteilt hinter den einzelnen Geschützen und Munitionswagen daher. Aufpassen durften wir nicht; es hieß, die Gänge müßten geordnet werden. Bald ging es langsam, bald so schnell, daß wir streckenweise Laufschrift machen mußten, um überhaupt mitzukommen. Dabei brannte die Sonne immer gemeiner und die schweren Pferde wirbelten auf den trodenen Wegen einen solchen Staub auf, daß wir schier erstickten, wie in einem Nebel dahergingen und kaum mehr die Schweife der hinteren Pferde sahen. Erst als wir vom Wege abzweigten in die Heide hinein, wurde es besser. Freilich hatten wir jetzt mühsamer zu marschieren. Bis an die Knöchel sanken wir in den Sand. Die ganze Aufmachung erinnerte mich unwillkürlich an meine Legionärszeit. Ich bewegte fast vor Durst. Seit dem Mittag des verfloffenen Tages hatte ich nichts mehr zu mir genommen, und auch jetzt hatte ich nichts bei mir, als ein Trumm Kommissbrot, das aber den Durst nur noch fühlbarer machte. Endlich ertönte das Kommando: „Leptes Halt!“ Wir schauten das Geschütz nach, ob alles in Ordnung sei, entfernten Mündungsdeckel und Verschlussklappe und beim Befehl: „Anoniere aufgefessen“ sahen wir schon oben und hatten die Karabiner um den Hals hängen. Im Trab ging's weiter. Hinter einer Waldspitze wurde noch einmal Halt gemacht, der Beobachtungswagen fuhr vor. Sobald der einen günstigen Platz gefunden hatte, ging's im Galopp in Feuerstellung. Wie der Blick waren die vier Haubitzen abgeprobt und schußfertig. Nichtlatten wurden aufgestellt, um beim Verschwinden des Ziels oder bei Aenderung der Schußrichtung einen Anhaltspunkt zu haben. Bald fuhren auch die Munitionswagen vor und füllten die Lücken zwischen den einzelnen Geschützen aus. Die Proben und Vorderwagen lehrten um und stellten sich etliche hundert Meter seitwärts hinter uns auf. Bald kam der Befehl zum Feuern. Schuß auf Schuß brannte in den Morgen hinaus. Die Geschütze standen wie festgewurzelt. Bei jedem Zurückgehen des Rohrs grub sich der Sporn der Lafette tiefer ein. So hatten wir leicht einzurichten. Besonders schön war es, wenn Rallsalven abgegeben wurden. Granate um Granate grub sich mit Brausen in den blauen Himmel. Man sah jede, bis sie ihren höchsten Punkt erreicht hatte.

Einige Male war Feuerpause, dann konnten wir abliegen. Am Mittag war Stellungswechsel. Wir ließen die Geschütze stehen wie sie standen und marschierten eine Stunde weiter in die Heide hinaus, zur Stellung der 9 Zentimetergeschütze. Unseren Platz an den verlassenen Haubitzen nahmen andere ein. Wald löste sich der erste Schuß.

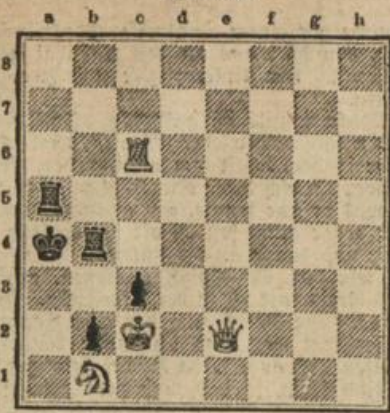
Von hier aus konnten wir deutlich sehen, wie unsere Granaten einschlugen und die Erde auftriften. Wir schossen auf bewegliche Ziele, die stetig weiter rückten. Als die Granaten verbraucht waren, kamen Schrapnell's daran, die schon in der Luft playten und ihre Augen streuten. Mit den 9 Zentimeterkanonen war das Schießen schwieriger als mit den schweren Feldhaubitzen. Da sie keinen Schräglauf hatten, sprangen sie nach jedem Schuß einige Meter zurück und mußten von neuem in die alte Stellung zurückgeschoben werden. Das mußte möglichst rasch gehen und machte heidenmühsige Arbeit.

Es wurde Mittags drei Uhr; unsere Munition war noch nicht aufgebraucht. Wir siedete es im Kopf, ein dumpfer Druck stemmte sich gegen die Schläfen, wollte den Schädel sprengen. Verschiedene Male hat ich die Kameraden um einen Schluck Kaffee, aber sie hatten alle ihre Feldflaschen selber schon leergetrunken. Wieder kam das Kommando: Feuer! Ich zog die Abzugschnur, ein Knall, das Geschütz sprang zurück. Wie ich in die Radspeichen griff, um das Geschütz wieder nach vorn zu bringen, schoß es mir wie Feuer in die Augen, die Wälder in der Ferne fingen zu tanzen und zu hüpfen an, ein seltsames Geräusch kam mir in die Gedanken. Das lehte was ich hörte, waren die lauten, aufreizenden Töne des Legionärsmarsches und der Wülhauser, wie er sagte: „Alons, Kamerad, es ist Zeit!“ Dann wurde ich ohnmächtig.

Beim Erwachen lag ich in der Krankenbarade. Ich sah und wußte alles, konnte mich aber nicht rühren, konnte nicht einmal die bielen eckigen Fliegen wegschrecken, die sich mir scharenweise ins Gesicht setzten und den Schweiß aufsaugten. Nur das brachte ich heraus: Wasser! Der Stabsarzt, der gerade hier war, ließ mir Eiswasser bringen. Ich trank alles, was ich bekam, und hatte immer noch nicht genug. Dann sank ich wieder zurück und schlief. Ein lautes Stimmengewirr weckte mich von neuem auf. Der Abend-schein stand in den Fenstern. Auf einer Tragbahre brachten Sanitätler einen Kanonier der achten Batterie, den der Hübschlag getroffen hatte. Er kam in das Bett neben meinem. Hals und Gesicht waren blau angeschwollen. Die Augen standen offen und zeigten nur das Weiße. Zäher Schleim hing ihm aus dem Mund, sein Atem kam nur rudweis und ging in ein Nöcheln über, wie ich es noch nie gehört hatte. Obwohl mir grauste, mußte ich doch in einem fort wie gebannt hinschauen. Ein Sanitätsunteroffizier

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Dobrucki.



In zwei Zügen Matt (so—zod I)

Schachnachrichten. Am Sonntag, den 30. März, von 2 bis 7 Uhr nachmittags, veranstaltet der Berliner Arbeiter-Schachklub einen Vortragsabend in den „Königsäden“, Neue Königstraße 26, Eingang Badzeckstraße. S. Alapin wird mit einem Vortrag speziell für Anfänger beginnen. Alsdann wird der Weltmeister Dr. Emanuel Lasker einen Vortrag über ein von ihm gewähltes Thema halten, wonach eine Demonstration an einem Wandbrette für bessere Spieler von S. Alapin folgen wird. Eintrittsgeld an der Kasse 50 Pf.

Ein Schachbüchlein von S. Alapin ist unter dem Titel „Der Schachfreund, für Anfänger und vorgeschrittene Spieler, eine belehrende Unterhaltung“, erschienen. Verlag von T. Verlenbusch in Heidelberg. Preis 1,50 M. Unter Berücksichtigung der Interessen besserer Spieler versucht der Verfasser darin selbst dem elementarsten Anfänger im Sinne der Hebung seiner praktischen Spielstärke und seines allgemeinen Verständnisses für das Schachspiel recht nützlich zu sein.

Im Turnier von Havanna ist Marshall erster geworden. Capablanca mußte sich mit dem zweiten Platz begnügen. Diesen folgten Janowski und Jaffe.

In St. Petersburg hat ein Wägen, der ungenannt bleiben will, 1000 Rubel (2160 M.) für einen Wettkampf „Alchimie“ und „Damenbauernspiel“ (1. d2—d4) nicht bekommen dürfen! (Wohl um theoretische Vorkenntnisse möglichst auszuschießen.) Alchimie ist im bedeutenden Vorsprung und wird den Match höchst wahrscheinlich jetzt schon gewonnen haben. Nachstehend eine Partie aus der Veranstaltung.

Läufergambit.

- | | |
|---|---------------------|
| Alchimie. | Lewitski. |
| 1. e2—e4 | e7—e5 |
| 2. f2—f4 | e5×f4! |
| 3. Lf1—c4 | Sg8—f6! |
| Die sicherste, von P. Morphy meistens angewendete Verteidigung. D44? droht zwar den Gegner, exponiert aber die Dame (Sf3) und führt zu Zeitverlust. | |
| 4. Sb1—c3 | |
| 4. e5, d5 etc. | Oder 4. d3, d5 etc. |
| 4. | Lf8—b4 |
| Ueblicher und besser ist 4. | |
| Sg6!, worauf 5. Sge2 (Sf3!) wegen | |
| 5. Sg5 nebst f4—f3 nicht angängig wäre. | |
| 5. Sg1—e2 | d7—d5 |
| Statt dieser Opferei war S×e4 nebst d7—d5 vorzuziehen. | |
| 6. e4×d5 | f4—f3 |
| Sieht besser aus als es ist. Opfer, die nichts zur eigenen Entwickelung beitragen, pflegen, wenn sie nicht sofort entscheiden, in der Eröffnungsphase selten auf die Dauer Erfolg zu haben. | |
| 7. g2×f3 | 0—0 |
| 8. d2—d4 | Lc8—h3 |
| Besser S×d5. | |
| 9. Le1—g5 | Lh3—g2 |
| 10. Tb1—g1 | Lg2×f3 |
| 11. Dd1—d2 | Lb4—e7 |

Das erste Eingeständnis des

- | | |
|---|---|
| müßigenen Opfers. Dann aber war es schon logischer, mit | |
| 11. L×e2, 12. L×L | Dd6 nebst ebenf. L×S und Eroberung des Bb auf Reims zu spielen. |
| 12. 0—0—0 | Lf3—g6 |
| 13. Td1—e1 | |
| Seht hat Weiß einen Entwicklungs-vorsprung und offene Linien ohne jegliche Schwäche. Der Gewinn kam also nur Frage der Zeit sein. | |
| 13. | Sb8—d7 |
| 14. Se2—f4 | Lh5—g6 |
| 15. h2—h4 | Tf8—e8 |
| 16. Dd2—g2 | Le7—f8? |
| 17. h4—h5 | Lg6—f5 |
| 18. Sf4—e6! | |
| Dies ist entscheidend. | |
| 18. | f7×e6 |
| 19. d5×e6 | Kg8—h8 |
| 20. e6×d7 | Tb8×e1? |
| 21. Tg1×e1 | Lf5×d7 |
| 22. h5—h6! | Ld7—e6 |
| 23. d4—d5 | Lc6—d7 |
| 24. Te1—f1 | b7—b5 |
| 25. Le4—b3 | Dd8—e8? |
| 26. d5—d6 | |
| Weiß konnte hier auch einfach mit T×f6! dem Todeskampf des Gegners ein barbarisches Ende machen. | |
| 26. | Sf6—h5 |
| 27. Lb3—f7 | De8—e5 |
| 28. Dg2×a8 | endlich aufgegeben. |

Schwefelgelb der hohen Schlüsselblumen, das gleichende Orange der Reigewürzen, die zarte Bergknechtchenfarbe gemengt mit einem überaus lieblichen Rosa des Lungenkrautes, im östlichen Teile Deutschlands an Stelle der Märzblumen die hellere, aber nicht weniger durchdringende blaue Scilla.

Im Auwald gefüllt sich dazu das elegant geformte Pfeilblatt des Kronstades, zwischen dessen wuchernder Fülle überall die seltsamen bleichgrünen Bispelmützen der Blüten hervorlugen, die an sich schon ein wahres Frühlingswunder sind; da und dort gefüllt sich dazu auch das dunkle Violett der Walderdbeie, im Unterholz ein leuchtend rosiger Blütenzweig des giftigen Seidelbastis, eine weiche oder rosarote Laubnessel oder sonst eines der bescheidenen Waldkräuter, das in dieser Tagen des allgemeinen Lebensglüdes auch sein höchsten Daseinsfreude zu wahren sucht.

Arm und bescheiden sind alle diese Frühjahrsblumen des Waldes, nicht nur weil ihr Auferstehungszeit oft genug getrübt und gestört wird durch winterliche Rückfälle. Nur wenige Wochen sind den armen Angehörigen der „Frühjahrsflora“ gegönnt, um ihren oberirdischen Lebenskreis zu vollenden. Schon im Mai wird ihnen endgültig die Sonne entzogen — das Laubdach sperrt sie von allen Freuden eines Blumendaseins ab. Bis zum vollen Frühlings müssen sie sogar schon ihren Herbst vollenden, ihre Früchte gereift haben; darum müssen sie auch bereits zu einer Zeit blühen, in der das Klima das kaum gestattet.

Zwischen der Schneeschmelze und der Belaubung des Waldes spielt sich ihr ganzes Dasein ab — eine Woche winterlicher Rückfälle bedeutet für sie ein fast zerstörtes Leben; wenn die ganze andere Natur erst zu voller Daseinsfreude erwacht im Sonnenglanz des Maien und trotz einem glücklichen Sommer entgegensteht, da heißt es für sie wieder für fast ein ganzes Jahr hinabsteigen in die Erde. Ihre Blätter sterben unter dem Lichtmangel langsam ab — sie ziehen sich auf unterirdische Wurzelstöcke und Sprosse zurück und bauen im Sommer ungesehen an der Frühlingspracht des kommenden Jahres.

Für sie ist Oitern in einem ganz anderen Sinne noch als für den Menschen ein Fest der Auferstehung, und schon deshalb sollten die zarten Blumen jedem zu heilig sein, als daß er es übers Herz bringt, Frühlingsblumen zum Spiel zu pflücken.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Ein Urteil Wagners über Hebbel. Seit 1847, kurz nach Vollendung des „Lohengrin“ war Richard Wagner auch mit der Skizzierung seiner Nibelungen beschäftigt. Im nächsten Jahre liegen die Entwürfe vor und 1852 Ende Dezember ist die vierteilige Dichtung des „Ringes“ bis auf die Niederschrift ins Meine vollendet. Wagner ließ darauf 25 oder 30 Kopien des Manuskripts durch Stein-druck für seine Freunde anfertigen und konnte einige Exemplare bereits anfangs Februar 1853 an Liszt nach Weimar senden. Sehr viel später hat er sich in einem Essay an seine Freunde des Näheren über den Einfluß, den die Bekanntheit dieser Dichtung auf zeitgenössische Poeten verübte, ausgesprochen. Der Stoff sei von verschiedenen aufgegriffen, ohne indessen eine wirklich vermenslichte Verarbeitung ähnlich der seinen gefunden zu haben. Tatsächlich ist sowohl Wilhelm Jordans Epos in Stabreimen, als Friedrich Hebbels Drama erst ein volles Jahrzehnt nach Wagners Dichtung, also 1863 der Öffentlichkeit überliefert worden.

Auf ganz anderem Wege, nämlich in seinem Essay „Ueber Schauspieler und Sänger“ kommt Wagner bei Betrachtung der jüngsten Bühnenrichtungen auch auf Hebbels Nibelungen zurück. Zunächst spricht er davon, daß der deutsche Schauspieler nie aus seiner Rolle fallen kann, weil er nie drinnen ist. Er sei in einem beständigen monologischen Verkehr mit dem Publikum und seine ganze Rolle wird ihm zum „a parto“ (zur Seite sprechen). Und dann fährt Wagner wörtlich fort:

„Sehr belehrend ist es zu ersehen, wie diese eigentümliche Neigung zum „a parto“ unseren Theaterdichtern ihren besondern Stil, namentlich für die Tragödie gegeben hat. Man nehme z. B. Hebbels Nibelungen zur Hand. Dieses mehrteilige Stück macht uns sofort den Eindruck einer Parodie des Nibelungenliedes, ungefähr in der Weise der Blumauerischen Tragedie der „Aeneide“. Der gebildete moderne Literat scheint hier offenbar die ihm so blühende Grotteske des mittelalterlichen Gedichtes durch lächerliche Uebersetzungen zu verhöhnen; seine Helden gehen hinter die Kulisse, verrichten dort eine monströse Heldentat und kommen dann auf die Bühne zurück, um in geringschätzigem Tone, wie etwa Herr von Münchhausen über seine Abenteuer, darüber zu berichten. Da hier alle mißsprechenden Helden auf den gleichen Ton eingehen, ersieht man, daß diese Schilderungen und Reden alle nur an das Publikum gerichtet sind, wie, als ob jeder sagen wollte, das Ganze sei doch nur Lumperet, worunter dann ebensowohl die „Nibelungen“ als das deutsche Theater zu verstehen wären.“

Wegweisertweise mußte einem so eminent ins Wesen der Bühne eingedrungenen Theaterpraktiker, wie Wagner, Hebbels abstrakte Art peinigend auf die Nerven gehen. Daher diese schroffe Beurteilung, die, wie fast alle Künstlerurteile, sehr einseitig ist.